

**Preisrede von Jorge Semprún
anlässlich der Verleihung des
Bruno-Kreisky-Preises für das politische Buch 2004**

**am 18. Mai 2005
im Camineum der Österreichischen Nationalbibliothek,
Wien**

Information

Mag. Martin Janata
T 01-804 65 01-13
janata@renner-institut.at

Erlauben Sie mir, dass ich diese kleinen Überlegungen vielleicht mit einer Erinnerung beginne. Mit einer Erinnerung aus meiner Kindheit.

Es war in Madrid, im Februar 1934. Es geschah in der zweiten Hälfte jenes Monats Februar. Ich war elf Jahre alt. In jenen Tagen wurde in meinem Haus heftig debattiert, mein Vater, die engsten Freunde meines Vaters, alle diskutierten sie ohne Ende.

Und der Name einer Stadt wurde immer wieder genannt, wie ein Refrain. Es war der Name Wien.

Aber dieser Name Wien wurde damals nicht erwähnt oder wiederholt, um einen Hinweis auf musikalische oder künstlerische Ereignisse zu geben oder sie in Verbindung zu setzen, wie es bislang üblich gewesen war. In den Gesprächen zwischen meinem Vater und seinen Freunden, die ich mithörte, tauchte der Name Wien in Verbindung mit einem tragischen, blutigen Ereignis auf.

Ohne ganz verstehen zu können, was in Wien vorgefallen war, zog ich jedoch die Schlussfolgerung, dass dort ein Arbeiter-Aufstand in einem Blutbad geendet hatte.

Ganz plötzlich war Wien nun nicht mehr der Name für die Heimat der Musik, der Filme von Martha Eggert und Jan Kiepura, das Kino-Vaterland von Pola Negri: Wien verwandelte sich in den symbolischen Ort, wo die Arbeiterkämpfe stattfanden, wo die revolutionären Linken und eine klerikal-konservative Regierung aufeinander prallten.

In jenem Augenblick, in jenen Monaten des Jahres 1934, schien dieser Zusammenprall wie ein Hinweis oder eine Vorhersage von dem zu sein, was in Spanien geschehen könnte, wo ein Jahr zuvor eine politische Koalition der national-faschistoiden Rechten die legislativen Wahlen gewonnen hatte. Das hatte zu einer immer heftigeren und wilden Auflehnung der Arbeiter geführt, die aber über keine kohärente, alternative Strategie verfügten.

Das jedenfalls war eins der Themen, das am häufigsten in den Diskussionen erörtert wurde, und die ich mithörte, ohne sie ganz zu verstehen.

Wenige Tage später erschien die Nummer 12 der Madrider Zeitschrift *Cruz y Raya*, mit dem Datum März 1934.

Diese relativ neue Zeitschrift versammelte die liberal-demokratische Strömung des katholischen Denkens in Spanien und stand in einer Verbindung mit der „personalistischen Bewegung“ der französischen Zeitschrift *Esprit*.

Mein Vater, José María Semprún Gurrea, war Spanien-Korrespondent von *Esprit*, und zugleich Mitbegründer – gemeinsam mit José Bergamín, Manuel de Falla, Alfredo Mendizábal, José María Cossío, Juan Lladó und anderen – der Zeitschrift *Cruz y Raya*.

In der erwähnten Nummer des Monats März stand ein langer Artikel von José Bergamín über die Vorfälle von Wien.

Dort stand als erstes eine Erklärung der katholischen Intellektuellen Frankreichs – sie reichte von Maritain bis Mounier, inklusive Martin Chauffier und Stanislas Fumet –, in der Folgendes zu lesen war:

„Wir können nicht vergessen, dass es spirituelle Werte gibt, die über jeder Politik stehen. Wir möchten deshalb den tiefen Schmerz kundtun, den wir gefühlt haben angesichts des blutigen Konflikts, der in Österreich einen Teil der Werktätigen dazu trieb, sich gegen eine offiziell katholische Regierung aufzulehnen. Außerdem bringt ein solches Ereignis das Risiko mit sich, dem Christentum Verantwortungen aufzubürden, die ihm wesensfremd sind. Unserer Meinung nach ist dies ein historisches Unglück. Die Menschen, die mutig für eine Sache gekämpft haben, die sie für gerecht halten, haben einen Anspruch darauf, dass man sie respektiert. Eine große Anzahl von österreichischen Sozialisten befinden sich zur Zeit in Vorbeugehaft. Wir haben die feste Hoffnung, dass die Besiegten von den Siegern mit Nachsicht behandelt werden und dass eine möglichst weit reichende Amnestie erlassen wird.“

José Bergamín fügt dieser Veröffentlichung des Aufrufs der katholischen Intellektuellen Frankreichs noch einen Kommentar hinzu. Er weist vor allem nachdrücklich auf die Haltung hin, die die Christen im öffentlichen Leben einnehmen müssen und kritisiert den Begriff „offiziell katholische Regierung“. Was die blutige Unterdrückung der Arbeiterbewegung betrifft, erklärt Bergamín kategorisch: „Das einzige Blut, das ein wirklich gläubiger Mensch vergießen darf, ist das eigene, für ein Martyrium: indem er lebendiges Zeugnis seines Glaubens ablegt. Die einzige Pflicht, die er in einem solchen Fall gottesfürchtig zu erfüllen hat, ist die des Sühneopfers.“

Und Bergamín beendete seinen Kommentar folgendermaßen:

„Das ist unsere Meinung über das soeben geschehene große *historische Unglück* Österreichs, wie es auch unsere Meinung ist gegenüber dem, was war, was sein wird, was sich immer wiederholen kann, wenn sich kleine und große historische Unglücke in Spanien ereignen.“

Eine in gewisser Hinsicht prophetische Erklärung, da sich ja schon wenige Monate später, im Oktober jenes unheilvollen Jahres 1934, eine revolutionäre Bewegung unter ganz spezifischen Bedingungen entwickelte, die historisch aber vergleichbar sind mit der österreichischen Problematik. Sie konnte nur bei den Bergarbeitern in Asturien Fuß fassen und endete schon bald in einer bewaffneten Auseinandersetzung und in der Niederlage der Milizen des Arbeiter-Schutzbundes. Dann folgte eine brutale Repression, die ein General des spanischen Heeres kommandierte, der später als Caudillo und Diktator traurige Berühmtheit erlangte, General Francisco Franco.

Das ist nicht der Moment für eine rigorose und vollständige Analyse der theoretischen und politischen Probleme, die die historische Erfahrung der 30er Jahre erfordert, die Zeit, die zwischen der Machtübernahme Hitlers und dem deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt liegt, der den Weg für den Zweiten Weltkrieg frei gemacht hat.

Das war die Epoche, in der sich der demokratische Sozialismus – und der Austromarxismus war ein wichtiger Vertreter dieser Strömung – allen strategischen Fragen der Bündnispolitik stellen musste angesichts der Expansion des Nazismus und der Faschismen verschiedenster nationaler Prägungen sowie der antiparlamentarischen populistischen Bewegungen. Er musste die verschiedenen Formen des Kampfes, die Frage nach dem letzten Sinn der Bürgerdemokratie, die zwischen Reformismus und Bolschewismus stand, neu überdenken.

Das war die Epoche, in der die Kommunistische Internationale angesichts der aufeinander folgenden Niederlagen in Europa, angesichts des Scheiterns ihrer

sektiererischen und maximalistischen Linie unter dem Motto „Klasse gegen Klasse“ ihre Strategie korrigieren musste. Auch wenn dies nur pragmatisch erfolgte, ohne eine theoretische Vertiefung, und auch nur für kurze Zeit – kaum vier Jahre lang –, wechselte sie über zur Perspektive der Volksfronten. Eine Taktik, die während des Spanischen Bürgerkriegs sowohl die Möglichkeiten wie die Grenzen aufzeigte. Letztere rührten aus der Manipulation der populären Bemühungen, die eine antifaschistische Einheitsfront anstrebten. Verantwortlich dafür – für diese Manipulationen – war das hegemonistische Streben der stalinisierten Apparate der verschiedenen kommunistischen Parteien.

Meine Damen und Herren, liebe Freunde!

Zehn Jahre nach den Vorfällen von 1934, in jenem Jahr der tiefsten Krise der westlichen parlamentarischen Demokratien, als ihre Kapazität gefährdet war, auf jene doppelte – wenngleich formal widersprüchliche – Herausforderung des Nazismus und Bolschewismus adäquat reagieren zu können, also zehn Jahre später hörte ich an einem der Sonntagnachmittage im Konzentrationslager Buchenwald wieder den Namen Wien, und die Erinnerung an jene nahezu mythische Stadt tauchte nun in meinem Leben als Deportierter auf.

In Buchenwald nämlich, an jenen Sonntagnachmittagen, während der wenigen Stunden, in denen wir von dem höllischen Tempo der Zwangsarbeit ausruhen konnten, trafen wir uns, ein paar Freunde, ‚compañeros‘, in der Invalidenbaracke, im *Block 56* des Quarantänelagers. Dort trafen wir uns, um das Bett von Maurice Halbwachs, der an der Sorbonne mein Professor für Soziologie gewesen war, und der langsam dahinsiechte. Wir tauschten Meinungen und Informationen aus, wir wechselten Gesten und Worte der Brüderlichkeit.

Eines Tages, im Herbst 1944, stieß ein jüdischer Intellektueller aus Wien zu dieser Gruppe. Er hieß Felix Kreissler, aber da er von der Gestapo in der französischen Résistance gefasst worden war, kam er mit einer falschen Identität zu uns, und in Buchenwald galt er als Franzose und wurde unter dem ganz gewöhnlichen Namen Lebrun geführt.

Sonntag um Sonntag führte ich lange Gespräche mit Felix Kreissler. Besser gesagt, ich unterzog ihn langen Befragungen, denn während meiner Jahre als Philosophiestudent hatte ich den Reichtum und die Tiefe einiger österreichischer Schriftsteller und Denker kennen gelernt. Aus diesem Grund hatten Robert Musil und Hermann Broch, Ludwig Wittgenstein und die Philosophen des Wiener Kreises eine große Bedeutung für meinen Werdegang.

Auf alle meine wissbegierigen Fragen antwortete Kreissler geduldig und überaus präzise. So lernte ich auch – natürlich nur virtuell, denn die realen Texte konnte ich erst viel später lesen – die Facette des politischen Essayisten von Hermann Broch kennen, die noch heute wenig bekannt oder geschätzt ist, zumindest in Frankreich.

(Ganz nebenbei sei hier bemerkt: Was die langjährige Ignoranz gegenüber den österreichischen Schriftstellern in Frankreich betrifft, die jetzt zumindest zu einem größeren Teil korrigiert ist, kann ich eine vortreffliche Anekdote erzählen. Als ich meinen zweiten Roman, *Die Ohnmacht*, publizierte, erwähnte ich das Wien der zwanziger Jahre und zitierte einen Satz aus dem *Tractatus* von Ludwig Wittgenstein,

jenen, der mit der Behauptung endet: *Den Tod erlebt man nicht*. Ein Pariser Kritiker, dessen Namen ich lieber vergessen möchte, der aber zu den bekanntesten und autorisier testen – auch autoritärsten – jener Jahre zählte, dachte, dass Wittgenstein eine fiktive Gestalt sei, ein Philosoph, den ich erfunden hätte, um meiner Erzählung mehr Glanz zu verleihen!)

Das Wichtigste, in jedem Fall das Wichtigste im Kontext dieser Veranstaltung im Renner-Institut, war in jenen Jahren meines Philosophiestudiums die Entdeckung der Theoretiker des Austromarxismus.

Infolge persönlicher, ziemlich romanhaft anmutender Gründe, die aber zu komplex sind, um sie hier zu erläutern, in jenen jugendlichen Jahren hatte ich jedenfalls Zugang zu einer vorzüglichen marxistischen Bibliothek in deutscher Sprache. So konnte ich meine Lektüre von Marx ausweiten und vertiefen, dort begeisterte ich mich für Georg Lukács *Geschichte und Klassenbewusstsein*, sicher der intelligenteste unter den Orthodoxen des postmarxistischen Marxismus. Hier lernte ich die polemische Gewalt der theoretischen Schriften Lenins kennen mit ihrer unvermeidlichen Kritik an den österreichischen Reformern der Internationale „Zweieinhalb“. Wie Sie sich bestimmt alle erinnern werden, charakterisierte Lenin die Denker des Austromarxismus mit diesem Begriff.

Aber ich konnte nicht nur Werke von Marx, Lenin oder Lukács in dieser großartigen Bibliothek finden, sondern es gab auch Bücher von Eduard Bernstein und Karl Kautsky, von Leon Trotzki und Nicolai Bucharin – und ich konnte sogar Essays von Karl Renner, Otto Bauer und Max Adler lesen!

Natürlich habe ich nicht die Absicht, hier den Beitrag des österreichischen Sozialismus, von Karl Renner bis Bruno Kreisky zusammenzufassen und seine Bedeutung, sei es in theoretischer Hinsicht oder als politische Praxis, aufzuzeigen für den Aufbau einer Gesellschaft, die für mehr Gerechtigkeit, mehr Offenheit für künftige Entwicklungen und mehr Chancengleichheit für seine Bürger steht.

Ein solches Vorhaben wäre meinerseits nicht nur anmaßend, sondern sogar ein wenig unverschämt: Hier, vor Ihnen, stehe ich eher als Lehrling denn als Meister, bin eher bereit, zuzuhören, als Lektionen zu erteilen.

Eines möchte ich jedoch betonen, einen roten Faden aufzeigen, der die Kontinuität ihres gesamten theoretischen Erbes aufzeigt, eine unerschütterliche Kontinuität, so unterschiedlich die historischen und politischen Bedingungen auch waren, denen sich der österreichische Sozialismus hat stellen müssen.

Dieser rote Faden ist die Demokratie. Der roten Faden der Demokratie, verstanden und praktiziert nicht auf rein statische Weise, sondern als Prozess der Demokratisierung, der permanenten Reform der Formen der Institutionen und der Methoden der Aktionen der Massen.

In einem Vortrag aus dem Jahre 1948 hat Karl Renner seine vitale Erfahrung zusammengefasst, seine Überzeugung des rechten Weges und der konkreten Möglichkeit aufgezeigt, die ein demokratisches und friedliches Weiterschreiten zu einem gesellschaftlichen Wandel ermöglichen könnten.

Karl Renner sagte folgendes: „Die beste, sicherste und zugleich humanste Methode zur Umgestaltung der Gesellschaft ist die Demokratie, für alle, die eine solche wirklich

wollen und nicht bloß die Ersetzung der einen herrschsüchtigen Minderheit durch eine andere. Man kann zugeben, dass Gewalt die Geburtshelferin jeder neuen Gesellschaftsordnung sei, aber diese Gewalt muss nicht just die physische und barbarische sein, sie kann auch die gesetzliche und vor allem die Gewalt der Idee sein“.

Von Karl Renner bis zu Bruno Kreisky bleibt diese demokratische Überzeugung eine Konstante des österreichischen Sozialismus, eine Überzeugung, auf der ihre Strategie über lange Jahre hinweg gründet.

In dem Essay von Heinz Fischer *Die Kreisky Jahre, 1967–1983* steht in dem Kapitel „Demokratie und Demokratisierung“ Folgendes, das ich ausführlicher zitieren möchte:

„Immer wieder und voller Stolz hat Bruno Kreisky die berühmte Episode erzählt, wie er während seiner Haft in der Zeit des Austrofaschismus eine Gefängniszelle mit einem Kommunisten und einem illegalen Nationalsozialisten teilen musste. Die drei politischen Häftlinge scheinen sich – Kreiskys Erzählungen folgend – menschlich gar nicht so schlecht verstanden zu haben, wiewohl sie politisch auf extreme Gegensätze hin orientiert waren. Der illegale Nationalsozialist suchte Trost in der Hoffnung, dass in absehbarer Zeit ‚der Hitler kommen und dem ganzen Spuk ein Ende machen‘ werde. Das werde zugleich für ihn die Befreiung aus dem Gefängnis und der Beginn eines neuen Zeitalters zu sein. Darauf pflegte der Kommunist regelmäßig zu antworten: ‚Mag schon sein, dass zunächst der Hitler kommt, aber dann wird der Stalin kommen, und dann wird es mit den Nazis und deinem Hitler vorbei sein, weil wir werden die Diktatur des Proletariats errichten‘. Und der Dritte im Bunde, nämlich Bruno Kreisky, hatte weder einen Hitler noch einen Stalin anzubieten, sondern vertraute auf die Demokratie, die in den Augen der beiden anderen aber schon gar nichts wert war. Und Jahrzehnte später, wenn Kreisky diese Episode erzählte, pflegte er hinzuzufügen: ‚Und heute gibt’s längst keinen Hitler mehr und auch keinen Stalin, aber die Demokratie gibt es, weil die ist dauerhafter als alle Hitlers und Stalins‘.“

Und das stimmt, wenn man den Lauf der Geschichte längerfristig sieht, in der Perspektive von Jahrzehnten. Aber wir wissen inzwischen – und Bruno Kreisky wusste es besser als jeder andere, aufgrund seiner eigenen Erfahrung im Kampf –, dass viele Anstrengungen notwendig waren, viel Blut notwendig war, damit diese historische Wahrheit von der Überlegenheit der Demokratie Allgemeingut werde.

Wir wissen, dass die Demokratie aufgrund ihrer historischen Bedingtheit und ihrer pluralistischen und toleranten Essenz fragil ist. Sie lässt es zu, ja sie verlangt sogar, dass der bürgerliche Konflikt von Meinungen und politischen Projekten die Wurzel ihrer Dynamik ausmache. Deshalb ist die Demokratie fragil.

Wir alle erinnern uns natürlich an die sukzessiven Niederlagen und Kapitulationen der europäischen Demokratie im Laufe des letzten Jahrhunderts.

Wir alle wissen, dass die in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts von den extremistischen politischen Bewegungen, seien es die Linken oder Rechten, kritisierte, geschmähte und verhöhnte Demokratie kurz davor stand, in Europa unterzugehen, Sie konnte erst auf den Trümmern des Krieges wiederauferstehen – und zwar als ein europäisches Projekt, das auf der deutsch-französischen Aussöhnung gründete.

Ich habe gerade das Wort „Europa“ gesagt, und gerne möchte ich noch einen Augenblick bei dieser Idee, bei diesem Projekt, dieser Wirklichkeit von Europa verweilen.

Als erstes möchte ich betonen, wie sehr Wien, diese Stadt, in der ich heute die Ehre und die Freude habe, aus ihren – sicher zu großzügigen – Händen den Bruno-Kreisky-Preis zu erhalten, wie sehr Wien für mich zu den schönsten und bedeutendsten Repräsentationen der „geistigen Figur“ von Europa zählt.

Ich sage „geistige Figur“, und Sie alle denken jetzt vermutlich an Edmund Husserl, der Europa immer definiert hat als einmalige und einzigartige „spirituelle Gestalt“, die über – oder unter – jeder geographischen Frage nach natürlichen Grenzen steht.

Auch mit Felix Kreissler habe ich über diese „Figur“ von Europa und über Edmund Husserl gesprochen, an dem einen oder anderen Sonntagnachmittag, in der Baracke 56 des Kleinen Lagers von Buchenwald.

Kreissler hatte nämlich den berühmten Vortrag von Husserl in Wien im Mai 1935 gehört, in dem der deutsche Philosoph das Thema *Die Krise der europäischen Menschheit und die Philosophie* erörtert hatte.

Zu jener Zeit, als sich beide Totalitarismen in steilem Aufschwung befanden, hatte man Husserl bereits von seiner Lehrtätigkeit an der deutschen Universität entbunden, weil er Jude war, und Martin Heidegger, sein Schüler, hatte bereits den Namen seines Meisters aus der Widmung von *Sein und Zeit* entfernt, aus eben diesem Grund.

In besagtem Vortrag – an den Felix Kreissler sich in allen Einzelheiten und mit allen Nuancen erinnerte, und aus dem er mir ganze Passagen zitierte – hatte sich Husserl bereits auf die Idee von Europa bezogen, und er hatte von einer möglichen europäischen Supranationalität gesprochen, die auf Vernunft und kritischen Geist gründen würde – gegen den Hass und die näher rückende Barbarei. Ohne Zweifel ist dies das erste Mal, dass die moderne Idee von Europa mit so viel prophetischer Präzision formuliert wurde, und unter solch dramatischen Umständen.

In jenem Augenblick, während Husserl in Wien und wenige Monate später in Prag die Idee von einem Europa der kritischen Vernunft, der demokratischen Vernunft entwickelte, die dem Hass und der Barbarei, die sie bedrohten, entschlossen gegenüberzutreten würde, in jenem Augenblick ist es sicher nicht unangebracht – zumindest glaube ich das –, an einige Worte von Martin Heidegger zu erinnern.

Im August 1934 hielt Heidegger in den Lehrveranstaltungen für Ausländer der Universität Freiburg zwei Vorlesungen. Und er sagte am Schluss des Vortrags: „Erziehung des Volkes durch den Staat zum Volk: Das ist der Sinn der nationalsozialistischen Bewegung, das ist das Wesen der neuen Staatsbildung. Solche Erziehung zum höchsten Wissen ist die Aufgabe der neuen Universität“.

Im November des gleichen Jahres hielt Martin Heidegger noch einen anderen Vortrag, mit dem Titel: „Die gegenwärtige Lage und die künftige Aufgabe der deutschen Philosophie“. Daraus möchte ich folgenden Abschnitt zitieren:

„Ein Staat ist nur, indem er wird, wird zum geschichtlichen Sein des Seienden, das Volk heißt. Die wahre geschichtliche Freiheit der Völker Europas aber ist die Voraussetzung dafür, dass das Abendland noch einmal geistig geschichtlich zu sich

selbst kommt und sein Schicksal in der großen Entscheidung der Erde gegen das Asiatische sicherstellt.“

Es bedarf nicht vieler Kommentare, um den nicht nur philosophischen, sondern auch politisch-existenziellen Unterschied zu verstehen, der sich zwischen Husserl und Heidegger in diesem kritischen Augenblick der Geschichte Europas auftut: Es ist der Unterschied zwischen einer Philosophie und einer Praxis, die auf der Rationalität des kritischen Geistes gründen, und einem Irrationalismus, der auf den Postulaten des völkischem Nationalismus gründet ...

Liebe Freunde,

in diesen Tagen und Monaten finden die parlamentarischen und populären Debatten um das neue Vertragswerk, das Projekt der europäischen Verfassung, statt.

Mein Land, Spanien, hat die Verfassung bereits per Referendum bestätigt. Österreich hat sie soeben im Parlament verabschiedet. Andere Länder – Griechenland, die baltischen Staaten, noch andere – haben desgleichen der europäischen Verfassung auf die eine oder andere Art zugestimmt.

Aber in Frankreich kann heute erstaunlicherweise niemand behaupten, dass das Ergebnis des Referendums vom 29. Mai positiv ausfallen wird. Heute, trotz einiger Meinungsumfragen, die einen moderaten Optimismus erlauben, kann sich niemand sicher fühlen, wie das Ergebnis ausfallen wird.

Sicher ist die Kampagne, die das „Nein“ befürwortet, in Frankreich sehr heterogen – sowohl in der gesellschaftlichen Zusammensetzung wie in den ideologischen Erklärungen. Als erstes lässt sich das „Nein“ in der sozialen Unzufriedenheit und dem Unbehagen ausmachen, das nicht auf die Frage nach der Verfassung antwortet, sondern die Gelegenheit nutzt, um die Regierung abzustrafen, und, noch weiter gefasst, der politischen Klasse insgesamt einen Denkkzettel zu verpassen, die nicht in der Lage war, die enorme Bedeutung zu erklären, die der Bau Europas für uns alle hat.

Der zweite Aspekt des negativen Votums ist traditioneller Natur: Es ist kein NEIN für das Projekt der Verfassung, es ist ein NEIN zu Europa. Weder die extreme oder populistische Rechte von Villers oder Le Pen, die auf keine Souveränität verzichten wollen, noch der immer weniger einflussreiche Rest der kommunistischen Partei und auch nicht die marginale Ultralinke leninistischer Prägung, verstärkt jetzt durch Dritte-Welt-Bewegungen: Nein, alle diese Kräfte waren niemals pro-europäisch. Ihr negatives Votum ist also keine Überraschung.

Wirklich überraschend hingegen ist das NEIN eines Teils der französischen Sozialdemokratie, eines Teils ihrer wichtigsten leitenden Persönlichkeiten. Manchmal folgt diese negative Haltung eher einem Wahlkalkül als prinzipiellen Fragen: Es ist eine Positionierung mit Blick auf die Präsidentschaftswahlen des Jahres 2007.

Wenn also neben diesen persönlichen oder konjunkturellen Gründen, die manche Führer der sozialistischen Partei Frankreichs in plötzliche und seltsam konträre Positionen treibt, die im Gegensatz zu allem stehen, was sie bislang verteidigt haben, muss man eine spezifische Besonderheit der französischen Sozialdemokratie berücksichtigen.

Dies ist, jedenfalls meiner Meinung nach, zum einen die Strömung des europäischen Sozialismus, dessen unheilvolles – heute jedenfalls unheilvoll gewordenes – Erbe des Jakobinertums, nämlich Zentralismus und Etatismus, noch heute stark ist.

Zum anderen ist es die nationale Strömung, die noch immer auf eine profunde und operative Analyse der Realität des modernen Kapitalismus wartet, die Analyse der Komplexitäten unserer Massen- und Marktgesellschaften, der dialektischen Lösung zwischen Bruch und Reform, nebst anderen Aspekten.

Daher möchte ich abschließend – während ich Ihnen nochmals für die Verleihung dieses Preises danken möchte, der eine so große Bedeutung für mich hat –, jetzt also möchte ich dem Renner-Institut gerne vorschlagen, es möge die besagten französischen Führer der sozialistischen Partei zu einem Schnellkurs im Austromarxismus einladen. Der könnte ihnen nützlich sein, damit sie die Welt besser verstehen, in der wir leben.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

(aus dem Spanischen von Michi Strausfeld)